

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Schott, Anton: Auch ein Glück. Erzählung

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

## Auch ein Glück.

Erzählung von Anton Schott.



**Ü**ber die herbstlich öde Bergheide fluten Licht und Sonnenglast nur so in eitel Strömen, und die Luft über dem ganzen Gebirge und dem weiten, weiten Lande davor ist so rein und durchsichtig wie selten im Jahre. In den kugeligen, schon vom Boden weg dichtbeästeten, krüppeligen und von Wind und Wetter zerzausten Fichten säuselt ein lindes Lüftchen, und im Geäste zanken ein paar Kohlmeisen und piepsen einige Kotkehlchen. Aus den Hängen herauf hallt das Läuten und Klampern der Schellen des Weideviehes, und weit drüben im Tale schraubt und pustet ein Lastenzug.

Auf dem fahlen Bürrstlinggrasen aber stehen zwei Menschenkinder Hand in Hand und schauen träumend und traumverloren hinaus in die sonnige, lockende Ferne: der Steinwänderfelig, ein angehender, mittelmäßiger Bauer unten in den Gehängen, der seine Schwägerin heiraten soll, weil die Kinderchen gar so arg an ihm hängen, und . . . weil doch der Hof dem durch schier zwei Jahrhunderte angesehnen Stamme erhalten werden soll, und die Allheid, des Besenbinders und Hadermannes Dirndl, das wegen der verschiedenen Untugenden seines Vaters vom andern jungen Gevölke geflissentlich gemieden wird. Sie haben den fahlen Bürrstlinggrasen und alles, was dazwischen und darunter wächst, graue Flechten und grünes Moos, halbentblättertes Heidelbeerkraut und armlanges Farnkraut abzumähen zur Viehstreu für den nahenden Winter; aber die Senjen liegen auf der Mahd, und sie zwei stehen Hand in Hand und schauen in die sonnige, blaudämmernde Weite.

Wie es gekommen, und wie sie es in ihrer wortkargen Weise herausgebracht, daß sie einander gern sehen und gern haben? Sie wissen es selbst nicht und sinnen auch nicht daran; sie lassen dem in ihren Herzen webenden Glück Platz und Lung, sich zu dehnen und zu breiten, und sie schauen träumend und traumverloren in die Weite.

Vom Tale herauf hallt in langgezogenen Tönen der Klang der Mittagsglocke, und die beiden Hände lösen sich. Ein jedes macht das

Kreuz und richtet übers Beten, wie es Brauch und Sitte ist in der Gegend, und wie sie es ein jedes gewohnt sind von frühester Jugend auf, und mitten im Beten zieht ein Gedanke durch des Steinwänders Sinnen und Glück wieder Schatten einer trüben Wolke: nach welchem Ende soll das zielen? Er soll die Marget, seines verstorbenen Bruders Ehefrau heiraten, und er kann schier nicht anders. Daß er dies gerade der Marget wegen täte, sel kann er nicht behaupten und sel ist ihm auch noch nie in den Sinn gekommen, aber ein Gruseln läuft ihm allemal den Rücken hinab, wenn er manchmal daran denkt, daß die Kinderchen, die so an ihm hängen wie . . . wie halt wirklich an einem Vater, einen andern zum Stiefvater bekommen könnten und bekommen würden, wenn er nicht ihre Mutter heiraten wollte, einen vielleicht, der sie nicht leiden könnte, und der sie peinigte, bis sie flügge geworden. Und nachher handelt es sich auch darum, daß der Hof und der Stamm auch fürder beisammen bleiben wie all die lange Zeit her, und . . . daß die Eltern nicht etwa zwei wildfremden Eignern als Leibtumleute auf der Bank sitzen müssen. Das sind der Gründe genug, die ihn bewegen, sich mit der Schwägerin zu versprechen, und . . . trotzdem hat er die Allheid gern, das arme, verachtete Hascherl, und er kann nichts dafür, kann nichts ändern und sieht kein rechtes Ziel und Ende vor sich.

Nach dem Beten breitet das Dirndl ein weißes Tuch über den fahlen Rasen, stellt eine Schüssel darauf, füllt sie mit saurer Milch und brockt ein. Und dann setzen sie sich zum Essen nieder, das eine an der, das andre an jener Seite. Nicht zehn Worte fallen während des Essens, aber als der Felix den Löffel weglegt und wieder sinnend und träumend in die Weite zu schauen beginnt, meint die Allheid: „Felix, mir scheint, wir hätten es doch nicht sagen sollen.“

„Was?“ fragt der wie vom Traume erwachend.

„Was . . . wir halt vorhin gesagt haben.“

„Gältet' ein Geld.“

„Oh' wohl; aber keines hätte vom andern gewußt und . . . und . . .“

„Meint man.“ Und dies ist wieder für lange seine ganze Rede. . . . Meint man . . . Gesagt wär' es eh wohl nicht, aber es wäre das selbe. Es ist schier ein volles Jahr aus, seitdem er es weiß, daß er das Dirndl lieber hat als wie sonst jemand, und es ist fast ebenso lange, daß er kennt, daß auch diesem ungefähr so zumute sein müsse. Es ist nichts gesagt und nichts geredet worden, und die Geschichte ist dieselbe gewesen. Es ist halt manchmal so: zu oftmals einem fühlt sich eins vom ersten Augenblicke an wie mit Stricken hingezogen, und ein anderes kann man nicht leiden oder bleibt einem zumindest gleichgültig, wenn es sich noch

so strebte. Ist das so eingerichtet von oben aus, oder ist es . . . ein Werk des Bösen? Ein Werk des Bösen? Es hat einer gesagt, den die ganze Christenheit den Herrn und Meister nennt: Kindlein, liebet einander! Es ist geboten, den Nächsten zu lieben, aber . . . ist es auch erlaubt, ihn mehr zu lieben, als es manchmal unter gewissen Verhältnissen sein darf? Und wohin sollte dies führen: die eine hat er gern, und die andere muß er heiraten . . . muß er.

Schweigend nimmt er die Sense auf und geht wieder an die Arbeit. Das Mähen des Bürstlinggrases hat den leibhaftigen Blunder gesehen. Die bestgeschärfteste Sense gleitet oftmals darüber hin wie über eine spiegelglatte Metallplatte, ohne ein Stämmlein abzuschneiden, und es gehören Übung, gute Arme und ein guter Wehstein dazu, soll die Mahd eben und sauber werden und der Grund nicht wie mit den Händen gerupft aussehen. Auf diesen Höhen gibt die Natur nicht einmal ein Bürstlingstämmchen ohne Mühh und harte Arbeit. Streich um Streich mäht er dahin, läßt seinem stillen, geheimen Glücke Platz und Raum in seiner Brust und streitet mit seinen Gedanken zweifelnd dawider . . . Wo wird dies noch hinauswollen? Die Margret muß er heiraten und . . . und diese Lieb' wird er halt aus seinem Herzen reißen müssen. Reißen müssen? Ein Büschel Heidelbeerkraut kann einer mit der Hand aus dem Erdboden reißen, ein Bäumlein auch, das vielleicht nochmals so hoch ist wie er, aber . . . eine richtige Liebe mag schon fester halten. Mit dem Ausreißen kann's da seinen Haken haben.



„Was?“ fragte der wie vom Traume erwachend

Und es wird sein müssen. Aber . . . vielleicht ging es nach und nach, vielleicht verlißt das Flämmchen von selbst einmal! Ein Glück wär' es für ihn, und . . . derweilen wird er es mit der Hochzeit halt nicht gar so eilig haben dürfen.

Er seufzt tief auf, wie wenn zwei Steine sich aneinander reiben, und ein uraltes Liedel fällt ihm ein, das er hie und da in losem Uebermüthe schon gesungen.

Jetzt hab' ich zwei Schächlein,  
Ein alt's und ein neu's;  
Jetzt brauch' ich zwei Herzen,  
Ein falsch's und ein treu's.

Ein Unsinn, dasselbe Liedel. Er braucht keine zwei Herzen; er weiß, was er vor sich hat, und er braucht nur einen festen, eisernen Willen. Sie ist ein Unsinn, diese Lieb', eine Torheit und noch allerhand dergleichen. Wenn des Bruders Kinder nicht wären, nachher . . . könnt' es wieder wie früher sein, daß . . . halt ein Ziel herschauet, aber die läßt er keinem andern zum Beinigen und Quälen. Ein Blendwerk vom Bösen ist das Ganze, und . . . es muß gleich gesagt und ausgeredet werden, daß diese Torheit . . . halt eine Torheit ist.

Als er unten angekommen, wuchtet er die Sense ab und wegt, und nachher stapft er schwerfällig entlang der Mahd zurück.

Die Alheid ist bis auf halbe Mahd nachgekommen, und er bleibt vor ihr stehen und sucht nach einer passenden Rede.

„Es wird eine Torheit sein,“ drückt er nach einer Weile unschlüssig und geschämig heraus.

„Ich . . . weißt es ja eh' . . .“

„Was?“ fragt die Alheid und schaut auf.

„Na . . . was wir halt vorhin gesagt . . . geredet haben miteinander.“

„Ich sag' es ja auch,“ bekräftigt das Dirndl.

„Du mußt die Margret heiraten und . . . und . . .“

„Eh' wie du sagst, und . . . und etwan verwinden wir's bald.“

„Kann auch sein,“ gibt sie zu und mäht ruhig weiter . . . Es kann sein, aber sie glaubt es nicht. Sie weiß, daß er die Margret heiraten wird, aber . . . bald verwinden? Sie nicht. Wenn er es kann, ist's nur gut für ihn; sie vermag aller Voraussicht nach nicht so bald fertig zu werden mit ihrem Herzen, trotzdem es wird sein müssen.

Der Felix schaut dem schönen Dirndl ein paar Augenblicke mit sichtlichem Wohlgefallen nach, nickt ein paarmal vor sich hin und setzt nachher seinen Weg fort . . . Kann auch sein, sagt sie. Recht wär' es, wenn sie die Sache nicht so ernsthaft nähme; aber wissen tut sie es jetzt, daß ihnen all beiden kein gemeinsames Ziel winkt, und sie wird sich danach richten müssen. Etwan vergeht und zerfließt diese Liebe auch einmal . . . recht bald einmal, wie . . . wie halt alles vergeht und sich verflücht auf dieser Welt, die einen oftmals an einen Kreuzweg stellt, bei dem er sich nicht auskennt, wie er sich drehen und wenden soll. Soll! . . . Kann, muß da einer schon sagen.

Er sängt wieder zu mähen an und sinnt und

strubelt in seiner Weise vor sich hin und freut sich dazwischen ob des schönen Herbsttages und des stillen, heimlichen Glückes, das sich in seinem Herzen eingenistet. Er macht sich Vorwürfe, daß er von seinen Gedanken etwas verraten, und er freut sich daneben, daß dieses arme Fascherl in seiner Weise auch von ein bißel Glück träumen kann, bis . . . bis dieses halt schwindet und vergeht wie ein sonniger Maientag.

So oft sie aneinander vorbeikommen, reden sie ein paar gleichgültige Worte mitsammen, und eins kennt dem andern an, wie Freud' und Glück in seiner Brust weben und walten, trotzdem kein Ziel vor ihnen ist und kein bißel Hoffen. Wie der schönste Maientag liegt der Spätherbsttag über den Höhen des Gebirges und vor ihnen, und nur dann und wann zieht ein trübes Ahnen durch das Glück wie ein leichter Wolken Schatten über die sonnigen Hänge.

Als die Sonne sich nahe gegen die dunkelbewaldeten Berggücken niederzusetzen beginnt, hören sie mit Mähen auf und rüsten sich zum Heimgehen. Der Felix nimmt die beiden Sensen über die Schulter und die Alheid trägt das Eßgeschir, und so schreiten sie die Hänge hinab gen den Hof in der Steinwand'. Neuester selten fällt ein Wort und eine Rede, und ein jedes hängt lediglich seinen Gedanken nach. Es sind stille, wortkarge Leute, die in der Stille und in den Einöden des Gebirges aufwachsen, Loser und Grübler, und sie werden noch stiller und wortkarger, wenn Glück oder Ungemach ihre Gedanken in Zaum und Zügel gefaßt und seiner eigenen Wege führet.

Vor der Wagenschupfe richtet das Knechtel eine Schleife\*) zusammen, und die Dirn holt Futter für das Vieh aus dem Stadel. Die beiden sind Geschwister und heute ihrer Großmutter auf der Leich' gewesen.

„Wird's morgen zum Fahren?“ fragt das Knechtel.

„Ah freilich,“ bescheidet der Felix. Er gilt bei den Ehehalten und bei den Nachbarn schon so viel wie der Bauer, und die Marget, die Schwägerin, verläßt sich auch auf seine Anordnungen und seine Führung der Wirtschaft, und setzt dieses als ganz selbstverständlich voraus. „Was wir heute gemäht haben, kann morgen nachmittag schon heruntergebracht werden. Saft steckt eh' keiner mehr drin in dem Zeug.“

„Ist schon recht; das Fuhrwerk ist alles gerichtet.“

Als abgefüttert ist, geht's zum Essen, und nach diesem fragt die Steinwänderin die Alheid, ob sie auch Zeit und Willen hätte, mitzuhelfen. Man mußte schauen und trachten, daß man die

Streu so bald wie möglich heimbrächte, dieweil um solche Zeit kein rechtes Verlassen mehr wäre auf die Witterung. Ueber Nacht könnte das Wetter umschlagen, und nachher wär' es schon ein bißel zuwider.

Der Felix langt nach seinem Hute und richtet sich zum Heimgehen zu seinen Eltern.



„Morgen,“ vertröstet er und trachtet sich loszumachen.

„Bleib noch ein bißel da!“ bittet ein kaum zwei Fäuste hohes Dirndl und hängt sich an ihn, und ein noch kleineres Bübel kommt ebenfalls angezappelt und stellt sich ihm in den Weg.

„Ich . . . dich . . . nicht . . . fortlassen,“ quetscht es heraus. „Kopf . . . Kopf ab . . .“

„Morgen,“ vertröstet er und trachtet sich loszumachen. Wenn diese zwei Knirpschen nicht wären!

„Heute hast es aber eilig!“ tadelt auch die Steinwänderin. „Mücht' wissen, was du noch versäumen könntest!“

„Habe daheim noch ein bißel Arbeit,“ redet er sich aus und schiebt das Bübel zur Seite, aber wie eine Klette hängt sich dieses an ihn.

„Ich dich . . . nicht fortlassen. Du . . . mein . . .“

Da sollt' einer seinen eigenen Weg gehen und seinem eigenen Herzen folgen können! Wenn er daran denkt, daß diese Kinder einmal . . . Ah was! Er muß da zurückstehen, und er muß sich opfern, kommt es ihn nun so an oder so. Die Marget! Wenn es anders wäre, nicht mit einem Auge schaut' er sie an, aber . . . was will einer tun in so einem Falle?

\*) Halbwagen. Auf dem zweirädrigen Deichselgestelle liegen zwei mit Schwingen verbundene und mit Kletterkrößen versehene Tragbäume, deren rückwärtige Enden auf dem Erdboden nachschleifen. In den Gebirgshängen notwendiges Fahrgerät, wo mit vierrädrigen Wagen nimmer gefahren werden kann.

Die schönen, sonnigen Tage sind vergangen und verschwunden, und graues, düsteres Gewölke schwebt in den Lüften. Kein Flecklein blauen

Himmels lugt durch es hernieder, und kein Sonnenstrahl vermag es zu durchbrechen und über die herbstlich-öden, trübdämmerigen Fluren zu huschen. Die Bergkuppen haben ihre Nebelhauben aufgesetzt, und ein kalter, verdächtiger Wind plodert und sauset durch das kahle Astwerk der Bäume.

Es wird Winter werden wollen. Wenn es nicht kälter wird, fängt es zuerst zu regnen an und geht nachher allmählich ins Schneien über, und wenn es über Nacht kälter wird, gibt es gleich Schnee und Schneegestöber.

Und auf der Bergheide oben liegen noch gutding zwei feste Fuhrn Bürstlingstreu, die möglichst trocken in die Schuppe sollen.

„Heute müssen wir mit zwei Schleifen hinauf,“ sagt der Felix, als er des Wetterumschwunges gewahr wird. „Ich trau' dem Nachmittage schon nimmer.“

„Ja . . . ist denn mit den Stieren schon so sicher zu fahren, daß sich eins in die Hängen hinaustrauen kann mit ihnen?“ stellt die Steinwänderin vor. Die Dinger sind erst zur Zeit des Winterkornanbaues in die Egge und nachher in ganz leichten Zug gespannt worden, und in den Hängen oben müssen Mensch und Vieh verläss-



„Mit dir ist's hellauf aus der Weise.“ wundert sich die Steinwänderin.

lich sein, sonst kann es Unheil und Unglück geben.

„Möcht' wissen!“ beruhigt der Felix zuversichtlich. „Ueberdies fahre ich mit ihnen; was könnte denn da fehlgehen?“ Und er rekt seine sehnigen Arme gleichsam zur Erhärtung seiner Behauptung vor sich hin.

So richtet und rüstet man denn zur Bergfahrt, und selbst sie, die Steinwänderin, fährt mit, um die Bürstlingstreu noch heimzubringen, ehevor es böses Wetter anfängt.

Ein gut Stück vom Hofe hinauf noch ziehen sich die Felder, und bergwärts schließen dann die Weiden an, die sich bis fast zur Bergheide hinaufziehen. Mit den Ochsengespannen geht es recht langsam aufwärts, und deswegen müssen die Weiberleute voraus, die noch in Mahden liegende Streu in Tragkörben zu Haufen zusammentragen, damit gleich aufgeladen werden kann, wenn die Fuhrwerke nachkommen.

Graue Wolkensegen jagen über die halbdüstern Hänge und Höhen hin gleich unheimlichen Gespenstern, und von Zeit zu Zeit sprüht ein feines Gessieher daher, das der gewisse Vorbote bevorstehenden Unwetters ist.

Heut und vor ein paar Tagen, da der Sonnenschein nur so in Strömen über die Höhen und über das ganze Land geflutet!

Im Herzen der Alheid webt und waltet wohl der Frühling des Lebens mit all seiner Kraft und Herrlichkeit, träumt das Glück seinen schönsten, lautersten, von keinem Stäubchen getriebten Märchentraum, und gibt es nichts als eitel Sonnenglast und Blumenzier, aber unwillkürlich drängt sich ihr einmal der Unterschied zwischen den beiden Tagen auf, und sie bleibt ein Zeitlein stehen und stiert wie bei helllichem Tage träumend hinaus in die nebeldüstere Weite.

Heut und vor einigen Tagen . . . Es ist ihm, dem verachteten und überall zurückgesetzten Gascherl, das man schon von Jugend auf immer nur Hadermweibel und dergleichen genannt, dem man alle Untugenden seines Vaters übelgenommen, und von dem sich das junge Geburfsche seiner Verschlossenheit und Menschenscheu wegen

geflüchtlich ferngehalten, vorgekommen, als wäre seine Jugendzeit in lauter Dämmerungsdüster dahingegangen, und als wäre die Sonne erst emporgestiegen am unmvölkten Morgenhimmel, als es gefühlt, daß es den Felix, den Steinwänderbuben, der in abziehbarer Zeit selbst Steinwänder werden soll und werden wird, lieber sieht denn all

die andern Leute . . . Wann ihr diese Erkenntnis gekommen und aus welchem Grunde, das weiß sie heute nimmer und fragt auch nicht danach. Es ist so geworden und so gekommen, und das ist ihr genug. Wie sie aber all beide vor einigen Tagen auf der freien, sonnigen Bergeshöhe sich in kargen, abgerissenen Worten gestanden, was sie füreinander fühlen, da ist's ihr gewesen, als bräche plötzlich die Sonne mit all ihrer Kraft und Schönheit durch das Gewölke, hinter dem sie sich schon lange durch lichten Schein gezeigt, und die ganze, herbstende Welt wäre der ledige Rosengarten . . . Daß kein Ziel vor diesem Glücke schwebt. Mein! Was fragt eins am sonnigen Maientage, welchem Abende er zurebte? Sie weiß kein Fleckchen an dieser sonnenreinen Liebe, sie mißgönnt der Steinwänderin nicht ihren Bräutigam, und sie begehrt seiner mit keinem Gedanken. Sie hat den Menschen nur gern, ungleich lieber als jeden Menschen auf der weiten, schönen Gotteswelt. Und sie ist glücklich dabei, so unsagbar und unsagbar glücklich, wie kaum wieder jemand im ganzen, weiten Umkreise.

Und trotzdem dämpft der nebeldüstere Tag diese ihre Freude, und ein eigentümlicher Druck legt sich über ihr Sinnen und Träumen, und

ein leiser Schatten blendet ihr Glück und ihre Freude ab.

Dann packt sie die Tragkörbe wieder voll Bürstlingstreu und schleppt sie zum Haufen, und es ist ihr zumute, als hätte sie Kraft genug, das halbe Gebirge aus dem Lager zu heben und hinzutragen, wohin man es haben wollte.

„Mit dir ist's hellauf aus der Weise,“ wundert sich die Steinwänderin. „Nicht kennen und nicht achten, was ein Weiberleut leisten kann und nicht, bis dir einmal ein Schaden geschieht mit deiner . . . deiner Unüberlegtheit.“

Da lacht sie hell auf und reckt ihre walzentrunden, sehnigen Arme. „Bäurin, ich mein', ich vermöcht' mit einem Bären zu raufen.“

„Da wünsch' ich deinem Manne Glück,“ neckt die Dirn. „Aus Lebzelten darf der nicht sein, will er die Zügel behalten.“

„Mich hat noch keiner, und so braucht man auch noch keinem Glück zu wünschen,“ gegenredet sie und lacht wieder hell auf, und nachher trällert sie ein Liedel vor sich hin und hinaus in das nässende Nebeldüster.

Wo ich geh', wo ich steh',  
Denn' ich allweil an dich,  
Wirft wohl du, wenn ich fortgeh',  
Auch noch denken an mich.

„Wenn die Klarl heiratet, mußt halt du zu uns kommen als Dirn,“ tut die Steinwänderin eine Borrede, damit sich das Dirndl danach richten könne. Wie es heißt, will die Dirn, die Klarl, nach Lichtmess heiraten, und so eine Dirn, wie die Alheid, wär' in jedem Hause zu brauchen. Aber die widerneint schlankweg.

„Zur Tagwerkarbeit, wenn Ihr mich braucht, Bäurin, jede Stund', aber . . . als Dirn kann ich nicht zu Euch kommen.“

„Zwegen was denn nachher nicht?“

Sie gibt keine Antwort mehr auf diese Frage. Wen geht der Grund etwas an, der für sie vorhanden? Kommt sie in diesem Hause bleiben, wo . . . der Felix einheiraten wird?

Da schnalzen die zwei Fuhrleute daher, und die Bäurin vergißt, daß sie auf die Frage noch keinen Bescheid bekommen.

Jedes Gespann fährt zu einem Haufen und es geht ans Aufladen.

„Mir scheint, es ist hoch an der Zeit, daß wir die Sach' unters Dach bringen,“ meint der Felix, als er die Schleife zurechtrichtet. „Ich zähle, morgen früh hat es auf den Höhen den ersten Schnee für heuer. Ladet derweilen gut auf! Ich hake ein paar Gräßlinge\*) ab als Anhänge, sonst verjagt es uns im Hinabfahren.“

„H!“ macht es das Knechtel geringschätzig. „Wer sich viel fürchtet, muß viel zittern.“

„Aufmerksam mach' ich dich,“ erinnert der Felix ernst. „Nicht daß es nachher hieße, ich hätte gescheiter sein sollen, wenn . . . durch Unacht-

samkeit doch etwas vorkäme. In den Hängen kann einer nicht genug vorsichtig sein, und es darf einer bei der besten Vorsorge alleweil noch dazu seinen vollen Verstand beisammenhalten.“

„Wenn du gerade meinst: ein Anhang . . . Wenn der gut widerhält und hemmt . . .“

„Es dürfen schon ihrer zwei oder gar drei sein.“

„Und die machst du an, Felix!“ rät die Dirn.

„Der Nickel geht noch zu leichtfertig und zu schlampig um in solchen Sachen.“

„Eh' ich selbst.“

Und er nimmt die Hacke und holt sechs weit- und starrästige Gräßlinge herbei, je drei für ein Gefährte. Derweilen laden die andern auf, und die Alheid leistet mehr wie das Knechtel. Dem setzt dieses einige Scherzreden und Neckereien, aber es macht sich nichts daraus und strengt sich nicht über Gebühr an. Die Talsfahrt will auch ihren Mann vor sich sehen, wenn es so gefährlich ist, wie der Felix tut.

Das Nebelreisen und Siefern wird immer stärker und stärker, und hie und da mischen sich schon kleine Schneeflöckchen dazwischen. Es ist wirklich höchste Zeit, daß man fertig wird und mit dem Zeug zu Tale kommt.

Der Felix besieht noch einmal die Ketten, mit denen die Anhänge befestigt werden sollen, und als er keinen Schaden daran merkt, macht er die Gräßlinge an und schlingt die Ketten mehrmals um die letzte Schwinge der Schleifen.

Man wird fertig mit dem Aufladen und richtet zur Heimfahrt.

„Du fährst langsam und vorsichtig voraus und gehst beileibe nicht vor dem Gespann im Wege, wo der abschüssig ist!“ trägt der Felix dem Knechtel auf. „Auf die Ochsen ist eh' ein Verlaß, da brauchst dich nicht zu sorgen. Die kennen die Wege und gehen sicher, aber . . . wenn halt gerad' etwas sein wollte . . . Ich bleibe mit meiner Fuhr' ein Dertel zurück, und die Klarl kann sich am Wegufer neben mir halten, wenn es gerad' einmal fuchsen wollte, und wenn ich sie zu dem oder zu jenem Handgriffe brauchet.“

„Gib fein acht!“ trägt die Steinwänderin auf. „Ich wüßte nicht, was ich anfangen müßte, wenn . . . wenn dir etwas widerfahret.“ Daß sie den Menschen übermäßig gern hat, sel könnte sie nicht gerade sagen, aber daß sie unter Tausenden keinen mehr fände, dem die Kinder so zugetan wären, und der so tüchtig zur Wirtschaft ist, das hebt ihn in ihren Augen turmhoch über all die andern, die sie des Hofes wegen freiten.

„Ich bin doch kein kleiner Bub nimmer,“ beruhigt er und schaut zum Nebersflusse noch einmal an allen Orten und Enden nach.

„Achtgeben darfst!“ mahnt auch die Alheid und schießt sich an, mit der Steinwänderin der Vorderfuhr nachzugehen. Auf das Knechtel ist weniger Verlaß, und das braucht für alle Fälle ein kräftig Leut um sich.

\*) Halbwüchsige, dichtbeästete Fichtenstämmchen.

„Ah!“ macht es der Felix wieder, und es tut ihm wohl, daß er aus ihren Augen Sorg' und Klümmern um ihn zu sehen vermeint.

Langsam und vorsichtig fährt das Vordergepann los, und die alten, fast schon aller Wege und deren Gefahren kundigen Ochsen gehen sicher und tadellos dahin. Jedes kleine Kind könnte neben ihnen am Wegufer dahertreiben. Die Stiere dagegen befüllt sichtlich Scheu, als sie an die gefährlichste Stelle kommen, wo der Weg vor ihnen schier wie ein Hausdach abfällt, und sie springen hin und her und streben aus dem Foch zu kommen.

„Na, na!“ beruhigt sie der Felix. „Nur keine Schnacksen machen! Hinunter müssen wir und mit Widerstreben geht es nicht. Also: schön geschickt sein und keine dummen Tänze machen!“

Die zwei Vieher jedoch geben nichts uns Zureden und fahren wie närrisch herum, rechts und links, vor und zurück, und einmal erwischen sie all zweie den gleichen Stoß nach vorne. Mit jähem Rucke ziehen sie los, und . . . zu gleicher Zeit springt mit schrillum Geklirre die Kette ab, die die hemmenden Anhänge hält.

„Aus ist's!“ kreischt die Klarl hell auf, aber der Felix hat keine Zeit mehr zur Gegenrede. Mit einem Satz springt er vor die Vieher in den Weg und versucht mit all seiner Kraft, sich wider die Deichsel und das in Gang gekommene Fuhrwerk zu stemmen und es noch zum Stillstande zu bringen, ehe es vollends zu spät ist. Aber es gelingt ihm nimmer; er findet nicht einmal mehr Zeit, wieder aus dem Wege zu springen, sich zu retten, und Fuhre und Stiere ihrem Schicksale zu überlassen. Krampfhaft hält er sich an die Deichsel und trachtet, nicht zu straucheln, um nicht zu fallen und unter das Geßpann zu kommen. Glührot beginnen Weg und Hänge vor ihm durch das Nebeldüster zu leuchten, und nur ein einziger Gedanke zieht wie ein rollendes, in die grundlosen Tiefen polterndes Felstrumm durch seinen Kopf: Herrgott, hilf!

Die Steinwänderin und die Alheid haben der Klarl Schrei gehört und sehen im Umschauen das dräuende Unglück. Der Felix und das Geßpann sind hin, und es gibt kein Abwenden nimmer.

Die Steinwänderin wird vor hellem Schrecken kreidebleich bis in den Mund hinein, und kein Laut findet den Weg aus ihrer Brust . . . Herrgott, hilf!

Der Alheid ist's, als stieße ihr im Augenblicke jemand ein ellenlanges Messer mitten ins Herz . . . Ihre Lieb' und ihr Glück! . . . Aber wie retten?

Es gibt Augenblicke, wo eins von hundert Gedanken nicht einen einzigen herausgreifen und wahrnehmen kann, und es gibt deren, wo bei jedem Pulschlage tausend Gedanken nur so blitzschnell durchs Hirn huschen, und wo deren

jeder sich so haarföhrig und deutlich der Wahrnehmung aufdrängt wie ein gutes Lichtbild.

Wie retten? . . . Und er muß gerettet werden, er darf nicht umkommen. An seiner Leiche müßte ihr Herz in Stücke springen. Sie hat ihn zu gern, und sie hat ihn vielleicht noch nie so gern gehabt wie in dem Augenblicke, wo er . . . dem sicheren Tod entgegengetrieben wird. Er darf nicht umkommen, er . . . er hat eine Braut, die Kinder und den Hof, und er ist ihre Freud', ihr alles auf dieser Welt . . . Sich dem Geföhrt entgegenstemmen und es mit ihrer Kraft und Stärke aufhalten und zum Stillstande bringen wollen? . . . Wahnwitz! Zehn, zwanzig Männer halten es nicht auf in dieser grauslichen Hänge. Wie aber? . . . Und sie muß ihn retten oder mit ihm sterben. Sein Tod riße die Sonne von ihrem Himmel, und . . . die leuchtet gerade jetzt hundertmal heller denn je . . . Ja, sie rettet ihn oder stirbt mit ihm in ein und demselben



Die Steinwänderin wird vor hellem Schrecken kreidebleich.

Augenblicke, und all beider Seelen schweben mitammen zum Himmel. Eine Lieb' ist der andern wert, und ihr Glück ist mit dem Tode nicht zu teuer bezahlt. Sie rettet ihn . . . Aber wie . . . Wichtig . . . wenn es ginge! Er kann nicht mehr anspringen; wenn sie ihn jäh aus dem Wege stieße und selbst nachkollerte! Es müßte gelingen . . . es muß gelingen. Gen die Hangseite? Nein, hinaufzu fallen sie nicht, sie müssen talwärts fallen, um nicht unter das Geföhrt zu kollern . . . Es muß gelingen . . . in Gottes Namen!

Mit einem Satz springt sie über den Weg und stellt sich bereit. Jede Flesche in ihrem Körper spannt sich wie eine Stahlsehne, und ihre Augen haften nur an dem von dem Ge-

fährte und dem Unheile dahergetriebenen Felix... Es muß gelingen, ihr schönes, sonniges Glück zu retten.

Rasselnd und polternd kommt das Gefährt heran. — Jetzt... jetzt... in Gottes Namen!

Wie ein losgeschossener Pfeil schnellte sie in den Weg, und im selben Augenblicke taumelt und fällt der Felix auf das talseitige Wegufer hinaus; über sie jedoch gehen Gespann und Räder. Die auf dem holprigen und steinigigen Wege streifenden Bäume der Schleife schieben und quetschen sie mit sich fort als Hemmnis, bis das Gefährte zum Stillstehen kommt.

Als sich alle von dem starren, lähmenden Schrecken erholt, zieht man sie mit aller Mühe hervor. Der starke, krafttrogende Körper ist fast zur unförmlichen Masse zerquetscht und zerknüllt, und vom Kopfe hängen Haut und Haare; doch das schöne Gesicht ist in einem seligen Lächeln erstarrt, der letzten Spur eines mächtigen, wasserreinen Glückes.

Aus der Brust des Felix zwängt sich ein Laut, wie wenn ein Felsen bricht und springt.

„Mein Gott! Felix! Wenn jetzt du so dalägest!“ jammert die Steinwandin und schüttelt sich in hellem Schreck und Schauer.

„Mir... mir wär' es lieber,“ preßt er hart heraus, und dann wendet er sich, schaut die Hänge hinan, wo ihn der Tod heruntergejagt, dem sie ihn aus den Krallen gerissen, und zur Bergheide hinauf, wo... Im goldigen Herbstsonnenscheine ist dort oben ein Glück aufgegangen, und... im Düster des Nebeltages ist es wieder zerstoßen... wie... ein schöner Traum halt. Für sie hat der Traum in wahrhaftem Glücke geendet und... er?... Halt auch ein Glück... auch ein Glück, das ihm erblickt wie ein Blümlein in der Maiensonne, und das wieder verwelkt im Düster des Herbsttages. Und... Herr, vergelt ihr's in deinem Reiche! Vergelt ihr's...!

in sechs Wochen zu Ende sein können, nachdem Napoleon gefangen worden. Aber nein, die Franzosen mußten den Krieg fortsetzen, ganz unnötig fortsetzen, konnten sie sich doch sagen, daß dabei nichts Besseres für sie herauskommen würde. Aber sie wollten Paris nicht geben. Da hinein waren die französischen Truppen retiriert, soweit solche noch da waren. Wälle hatten sie ringsum aufgeworfen und die vielen Forts um die Stadt herum mit aller schwersten Geschützen bestückt. Nun sollten sie kommen, die Preussiens!

Lange ließen diese wahrlich nicht auf sich warten; sie waren rascher da, als den Parisern lieb war, schon Mitte September meldeten sie sich, und im Umsehen war die ganze Stadt, so groß sie auch war, mit allen ihren Vororten, Landhäusern und Schlössern fest umschlossen. Geradezu verriegelt war sie. Es war, als hätte Molke eine mächtig große Drahthaube genommen und sie über das ganze weite Paris gestülpt. Nur die Luft konnte er ihnen nicht nehmen, den Parisern, und davon machten sie auch reichlich Gebrauch, indem sie — prahlerisch wie sie einmal sind — ins Blaue hinein gewaltige Reden hielten, schimpften und wetterten; den Preussiens wollten sie es jetzt, wo sie so nahe bei ihnen, einmal zeigen; zu Grund und Boden würde alles geschmettert werden; kein einziger Mann sollte mehr heimkommen... ja, so sprach die Maus aus ihrem Mauseloch heraus, aus dem sie nimmermehr herauskonnte...

Einer, der dabei besonders schöne und gewaltige Worte in den Mund nahm, war der General Ducrot. Es hätte ihm eigentlich vergehen sollen. War er doch schon einmal von den Preußen gefangengenommen worden, in Metz nämlich; war dann nach Deutschland gebracht worden, hatte es aber fertig bekommen, hier zu entwischen, um in Paris wieder aufzutauhen, just bevor die Deutschen hier das letzte Türlein zumachten.

Er aber tat nun so, als ob es nur auf ihn allein ankäme, daß all die fremden Truppen im Umsehen zu Hackebrei geschlagen würden; man sollte ihm nur einmal das Kommando übertragen; da würde man etwas erleben! — womit er übrigens ganz recht hatte, denn die Pariser erlebten mit ihm etwas, nur etwas ganz anderes, als sie sich gedacht. —

Ducrot bekam wirklich das verlangte Kommando, und am frühen Morgen des 30. November zog er mit einer ganzen Armee Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Sappeuren aus, zusammen 150 000 Mann; und man kann es nicht anders sagen: die französischen Soldaten gingen frohen Mutes, ebenso kühn als geschickt, drauflos. Auch war die Stelle, wo sie ihren Angriff ansetzten, mit gutem Vorbedacht ausgesucht worden; es war dies im Osten der Stadt, bei



Die beiden Brüder.

Eine wahre Begebenheit und Erinnerung an große Zeit.

Von Franz W o a s - Wiesbaden.

Das war ein harter Winter, der von 1870 auf 71, hart für die, so daheim saßen, aber noch härter für die vielen deutschen Soldaten, die fern von der Heimat in Frankreich waren. Nun dauerte der Feldzug doch schon monatelang und hätte von Rechts wegen